

Szenen der Barbarei



Die ersten Bilder der Barbarei treffen im Ende März 2022 bei mir ein, dann werden es immer mehr. Die Bilder aus Peremoha erreichen mich über soziale Medien, über Messengerdienste, E-Mails. Aufgenommen mit dem Mobiltelefon, wacklig, so wie man eben fotografiert, wenn man dokumentieren, „draufhalten“ will. Es sind Schreie der Verzweiflung, und sie treffen mich mitten ins Herz, anders als die Bilder und Videos, die ich in Zeitungen und im Fernsehen sehe. Ich kenne sie ja, all die Straßen, Plätze und Wege, die Häuser. Da ist die himmelblaue Kirche, die im Lauf der Jahre immer schöner geworden war, mit frischem Holz und frischer Farbe. Nun ist sie schwer verletzt; an ihrer Seite klafft eine riesige Wunde. Der große Messinglüster liegt zerschmettert am Boden, Ikonen sind von den Wänden gerissen, der Blumenschmuck zertrampelt, die frisch gestrichenen Holzdielen liegen zersplittert, der Boden hat sich geöffnet.

Die Bilder führen mich mitten hinein in das Zentrum der Zerstörung, ich lasse mich von ihnen führen, eines nach dem anderen, und ich kann den Bildschirm nicht schließen, den Tränen zum Trotz. An den Straßenrändern sehe ich verkohlte PKWs. In einem Hof, in dem wir damals mit Äpfeln reich beschenkt wurden, liegen abgeschlagene Köpfe von Stallhasen. An Hauswänden und Türen haben die Besitzer ihre Botschaften hinterlassen: „Wir werden euch kriegen“, schreiben sie. An einem Gartentor ist eine Bitte um Gnade zu lesen: „Hier leben Kinder und Zivilisten“. Doch Gnade gab es selten.

In einem Hof liegt ein blutgetränkter Hahn, während die Hühner verwirrt über zerbrochene Mauern, zersplitterte Gläser, Dachziegel, verbogenes Wellblech und Staub irren. Wie in diesem Hühnerhof ist alles aus den Fugen geraten, es gibt kein „normales“ Leben mehr.

Die Bilder führen mich zur Schule. Das Gebäude ist äußerlich unversehrt, gottseidank. Auf einer Tafel steht in Kinderschrift: „1 Regiment 1 Zug 1 Abteilung verlässt das Dorf Peremoha – frei von Raschisten! Ruhm der Ukraine! Tod den Feinden!“ (Der Begriff ‚Raschisten‘ hat sich in der neuen Sprache des Krieges eingebürgert als eine Mischung aus Russland und Faschisten.) Computer, Drucker, Monitore haben die Besitzer mitgenommen, Hefte und Bücher zerrissen, die Schulbibliothek zerstört – alles Ukrainische soll ausgeradiert werden. Aber die Tafel steht noch.

Ich trete in Häuser ein. Im Keller von Liubovs Haus ist die Heizung demoliert; wenn man sie schon nicht mitschleppen kann, soll sie wenigstens kaputt sein. In der Garage liegt zertrampelt auf dem Boden, was nicht wert schien, abtransportiert zu werden.

Im Pfarrhaus hat es sich eine Gruppe der Besitzer gutgehen lassen, geplündert, zerstört und Wandschmierereien hinterlassen. „Wir werden euch die Hölle zeigen“, steht da zu lesen, und rohe Schimpfwörter, die meine Gewähnsfrau nicht übersetzen möchte. Aber auch das, auf einen Spiegel gekritzelt: „Verzeihe uns, Vater, wir sind keine Tiere. Wenn wir gegessen haben, räumen wir auf. Für die anderen tragen wir keine Verantwortung.“

Ich biege auf meiner inneren Landkarte ab zum Altenheim. Die geteerten Wege sind aufgebrochen, die schweren Panzer haben die Deckschichten zermalmt und auch nicht haltgemacht vor liebevoll

angelegten Blumenrabatten. Eingeschlagene Fensterscheiben, ausgekippte Büroschränke, kurz und klein geschlagene Stühle: die Wut der Soldateska – worauf eigentlich und gegen wen? – scheint keine Grenzen zu kennen. Der Boden des Aufenthaltsraums ist verschmutzt mit Erde, die Blumentöpfe sind zerschmettert, die Pflanzen zertrampelt. Verwüstung, wohin man blickt, im Krankenzimmer, im Büroraum, in der Kleiderkammer.

Ich gehe weiter die Straßen entlang, entlang an Schuhen, die verloren in Vorgärten liegen, an Autoreifen, zerborstenen Dächern, ehemaligen Häusern, deren nackte Wände wie Finger in den Himmel ragen. Ein Store mit gesticktem Rand flattert in der leeren Fensterhöhle – wohnte hier nicht Olha, die für uns ein Lied ins Smartphone sang?

Auch das sehe ich:

Am Rande des Dorfes ein von der Schlacht gezeichnetes Feld, von Kratern übersät, die Bäume sind verkohlt. Wracks von russischen Kampfpanzern, ausgeweidet, von der Explosion zerfetzt. Die vom Regen oxidierte Metallhaut ist verrostet. Auf anderen Fotos sind riesige Metallstücke zu sehen, die wie Pfeile in den Baumstämmen stecken, oder fleckige Pässe und Dokumente, Uniformteile, zurückgelassenes Plündergut.

Das Schicksal von Peremoha lässt mich nicht los. Die Geschichte von Tod und Zerstörung, die mich vor nun fast 25 Jahren hierher gebracht hat, holt mich wieder ein. Diesmal bricht der Terror vom Osten her über das Dorf herein. Ich kann nicht aufhören nachzufragen, Augenzeugenberichte auf den sozialen Medien und Reportagen zu lesen. Nach und nach erschließt sich mir die ganze Tragödie.

